

I.

Der Regen fällt ununterbrochen, die Straße ist aufgeweicht, Pfützen und Schlamm erschweren die Schritte, und die Dunkelheit taucht alles in Schwarz. Meine Handflächen brennen, denn der graue Holzkoffer ist schwer, im Morast kann ich ihn nicht absetzen, um auszuruhen. Auch der volle Fünfliterkrug bohrt sich mir ins Hohlkreuz hinein, und die kläffenden Hunde, die mir ab der Ziegelei nachlaufen, hetzen mich, sie lassen sich nur vom dicken Knüppel verjagen, den ich in der Rechten hinter mir herschleife.

In der Maria-Villa ist der Korridor erleuchtet, auch aus einigen Fenstern der Schelker-Villa dringen Lichtstrahlen, die mir die Pfützen auf meinem Weg aufzeigen. Das Ausweichen bringt nicht mehr viel, meine Füße sind voller Schlamm, ich bin tiefend nass, der Rock klebt an den Schenkeln fest. Aber es ist nicht mehr weit. Hinter dem „Langen Gang“ ist er, der Autohof, die Bushaltestelle.

Dunkle Gestalten stehen um ein Ungetüm, in dem eine Funzel flackert. Eine Gestalt kurbelt vorne herum und bringt ein hustendes Tuckern zustande, das bald erstickt. Sie gibt nicht auf, die Gestalt, sie kurbelt und flucht und kriegt es hin. Nach mehrmaligem Verschlucken hat es der Motor gepackt, er rattert und knattert und raucht. Dann geht er rund. Der *taxator*, der Billettlzwicker, händigt die Fahrkarten aus, wir machen es uns auf den Bänken bequem. Lange können wir diese Bequemlichkeit nicht genießen, denn im Dorf, beim Gemeindehaus, drängt die Meute herein. Nur die Kräftigsten schaffen es und die Schlaunen. Wer sich nicht durchboxen kann, bleibt unten. Deshalb bin ich die zwei Kilometer, bis ins Baaßner Heilbad, durch Regen, Schlamm und Pfützen gewatet, barfuß durch die Dunkelheit, mutterseelenallein.

Die Fahrt bis Mediasch wird zur Tortour. Dicht an dicht, durchnässt, verschwitzt, im Knoblauchduft dünstend, von

Zigarettenqualm umgeben, lechzen die Lungen nach ein bisschen Atemluft. Kurz vorm Ersticken lässt man sich dann doch von einem hitzigen Gerede ablenken und gibt den Geist nicht auf. In den hintersten Bänken ist ein schwerer Disput ausgebrochen. „Soll man einen Brunnen mit einer toten Katze vergiften oder mit einem toten Hund?“ Die dunklen Gesellen überlegen hin und her, sie streiten und schimpfen, dann witzeln sie. Schließlich einigt man sich, dass ein toter Hund nicht schlimm ist. Den holt man einfach aus dem Brunnen, wartet einige Tage, dann kann man das Wasser getrost trinken. Eine tote Katze ist ein Fluch, die verseucht das Wasser für immer, da kann man den Brunnen nur noch zuschütten.

Dass mich Jahre später diese Zigeunerweisheiten beschäftigen würden, habe ich damals nicht geahnt. Damals befand ich mich auf dem Weg zur Aufnahmeprüfung an der Klausenburger Universität. Von einem Ziel wagte ich kaum zu träumen. Vorerst konnte ich eh nur beten, dass uns der zum Bersten beladene Bus heil über die Serpentina der *Hulla*, nach Mediasch bringen würde. Er schnaufte und krachte, der überhitzte Motor, und kurz vor der letzten Krümmung mussten die Männer aussteigen. Den Abstieg schaffte der Chauffeur dann im Leerlauf. Das war immer ein Kavaliertückchen, mit dem sie sich lobten, die Fahrer.

In Mediasch, vor dem Empfangsbüro für die Kurgäste unseres Baaßner Heilbades, hielt der Bus. Von dort ging ich durch ein schmales Gässchen zum Bahnhof. An einem Wasserhahn wusch ich meinen Rocksaum, versuchte, den bis zur Unkenntnis zerknitterten weiß-lila karierten Vistrastoff zu plätten, indem ich ihn eigentlich ganz benetzte und glatt strich, wusch meine Füße, zog mir die trockenen Sandalen an, die ich in einer Rucksacktasche verwahrt hatte und kämmte meine zerzausten Haare. Dann zog ich meinen Anorak aus, hängte ihn über den Rucksack zum Trocknen, hievte

alles, samt schwerem Fünfliterkrug, auf den Rücken, fasste den Koffer und die Schultasche und ging zähneklappernd in den Warteraum. Es war erst sechs Uhr und es nieselte nebelig. Über zwei Stunden stand ich in der Schlange, an dem Montagmorgen im August 1956, bis ich endlich eine Fahrkarte nach Klausenburg bekam.

Der *Accelerat*, der Schnellzug, hielt außerhalb des Bahnsteigs. Es gab Sitzplätze und warm war es auch im Abteil. Es hätte eine sorglose Fahrt werden können, wenn da nicht der Krug gewesen wäre. Ein eingeflochtener Fünfliterkrug voll mit Wein. Wo sollte ich ihn hinstellen? Von oben, aus den Gepäckfächern würde er hinunterkullern, einen zusätzlichen Sitzplatz konnte ich nicht auch noch belegen. Also ließ ich ihn auf dem Boden, zwischen meinen Füßen. Unkommod! Und die Fahrt dauerte über fünf Stunden.

Das mit dem Krug war sowieso eine peinliche Geschichte und eine unnötige Schleppelei, wie sich noch herausstellen sollte.

„Wie soll das Kind die Aufnahmeprüfung bestehen, wenn wir dort an der Universität in Klausenburg niemanden kennen?“, klagte die Mutter. Es war halt ein ungeschriebenes Gesetz auf dem Balkan, dass man Wege ebnen musste, dass man Türen ölen musste, um sie öffnen zu können, dass man Menschen bestechen musste, um etwas zu erreichen.

Und man grübelte und dachte nach. Schließlich fand man die Lösung. Unsere zweite Nachbarin, die Marizitante, hatte einen Bruder in Klausenburg an der Uni. Dem würde man einen Brief schreiben und einen Fünfliterkrug voll Wein schicken. Der würde dem Kind schon helfen. Natürlich gab der Ehrlich, der Freund meines Vaters und Hüter des Staatsweines in den großen Fässern unter dem Gemeindesaal, für so einen guten Zweck, fünf Liter seines besten Weines her. „Das Kind“ musste ihn in Klausenburg nur noch an den Mann bringen und getrost die Aufnahmeprüfung bestehen.

Was wussten die von meinen Sorgen und Ängsten? Ich hatte in Mediasch ein deutsches Gymnasium besucht und ein deutsches Abitur bestanden. Die Aufnahmeprüfung an der Uni musste ich in Rumänisch ablegen!

Den ganzen Sommer hatte ich mich durch die rumänischen Erdkunde- und Biologiebücher durchgekämpft. Dass heißt, am Anfang hatte ich es nur versucht. Vergeblich! Umsonst!

Der Sommer war heiß, der *Krater* lockte zum Baden, die Musik spielte abends die heißen Rhythmen im Sommergarten des Benn'schen Restaurants, und die Augen des jungen Dorflehrers brannten. Weg mit der rumänischen Biologie, weg mit den Fluss- und Gebirgsnamen, man war jung, man hatte ein Recht zu schwimmen, zu lachen, zu tanzen. Die Kathitante hätte mich gerne an der Seite des jungen Dorflehrers gesehen, und meiner Mutter wäre ich „von der Tasche“ gekommen. Deshalb nickten sie stillschweigend und umschwänzten den jungen Lehrer.

Sie hatten nur mit dem Bârci nicht gerechnet, mit dem Zigeuner, der vor der Enteignung unser Dienstknecht war. Eigentlich hatte er sich nie als Dienstknecht verstanden. Er hatte sich einfach dazugezählt, zu allem was der Herrin, meiner Großmutter, gehörte. Mit einer Selbstverständlichkeit, wie man ihr anderswo nicht begegnen kann, fühlte er sich auch später für uns Kinder zuständig. So kam er jeden Markt-Donnerstag ins Internat nach Mediasch, knallte am Korridor mit der Peitsche, bis die Pädagogin oder eine Schülerin aus dem Lernsaal kamen, übergab kommandierend das mitgebrachte Päckchen für mich und jagte den Schülerinnen mit seinem Gefluche so viel Angst ein, dass die nur noch stotternd vor ihm nicken konnten.

„*Să nu vă puie necuratu să furați ceva din pachetulul copilei, că vă belesc dacă viu joia viitoare!* Der Unreine (Teufel) soll euch nicht reiten, etwas aus dem Päckchen des Kindes zu stehlen,

denn ich ziehe euch die Haut über die Ohren, wenn ich am nächsten Donnerstag komme!“

Er konnte auch Sächsisch, der Bârci, nur mit der Grammatik klappte es bei ihm nicht.

„*Hiimen, hiimen, hunn ich gesoot. No dott dech dett Wadder Kändj! Wonn menjer Herr hiirt, no dro hault dr dich!* Nach Hause, nach Hause, hab ich gesagt. Na dass dich das Wetter Kind! Wenn meiner Herr hört, na dann halt dir dich“, wetterte er eines Abends ganz laut hinter der Bank, auf der wir saßen. Aus dem Nichts war er aufgetaucht, ein Nachtwächter mit der *Lotarr* (Laterne). Sein böser Blick und die fuchtelnde *măciucă*, der Hirtenstab, in seiner Hand, verrieten, dass er es ernst meinte.

So hat es mein Vater erfahren, am nächsten Samstag auf dem Heimweg. Er kam sehr ernst zu Hause an. Zuerst dachte ich, es sei nur der lange Weg gewesen, die 24 Kilometer von *Boziaș* zu Fuß über den *Botorca*. Aber dann rief er mich zu sich, fasste mich an den Schultern und sah mir entschlossen ins Gesicht.

„Hör gut zu, mein Kind. Entweder du bestehst die Aufnahmeprüfung in Klausenburg und studierst oder du gehst mit der Hacke jeden Morgen auf die Felder der Kollektivwirtschaft. Für ein Bürofräulein oder die Frau eines Dorflehrers bin ich nicht die ganzen Jahre, fern von daheim, auf einem Traktor gesessen und hab tagaus, tagein von Brot und Speck und Zwiebeln gelebt.“

Studium oder Hacke! Es war ihm bitter ernst. Für ihn zählte nur Ausdauer und Härte. Er hatte sich damals, nach der Schlacht um Stalingrad, verwundet und halb erfroren auf den Heimweg gemacht. Irgendwie, mit Hilfe der Allmacht und einer rebellischen Beharrlichkeit. Die letzten Kilometer vom Mediascher Bahnhof über die *Hulla* war er im Schnee gerobbt und gekrochen. Im Morgengrauen hatte ihn dann der *Tete Liță* vom *Weiler Făgădău* im Schnee gefunden und

hatte ihn mit seinem Schlitten den Baaßner Berg herunter gebracht. So wie es eine Wahrsagerin meiner Mutter prophezeit hatte.

Wochenlang hütete der Vater das Bett. Wir Kinder trauten uns nicht in die Stube. Irgendwann stand er wieder auf, ein Fremder, der für uns Kartoffelpuffer buk, von Narwa, Stralsund und Swinemünde erzählte. Ein Zauberer, der aus dem abgelegten Tornister ein Liederbüchlein gewann und mit uns in die ferne Welt marschierte. *Im Frühtau zu Berge, ... Auf der Lüneburger Heide, ... Muss i denn, muss i denn zum Städtele hinaus, ...* Unendlich viele Lieder steckten in dem Büchlein, und wir schmetterten sie Abend für Abend in unserer Küche, unter dem kleinen Asbeststrumpf, den unser Baaßner Methangas zum Leuchten brachte. Bis, ja bis eines Abends die Gendarmen kamen und unseren Vater, er war für uns kein Fremder mehr, ins Gefängnis schlepten. Nach Arad, in den Westen Rumäniens, zu den Schwaben. Irgendwie hat er es überstanden, irgendwie ist er aus dem Gefängnis entkommen und hat monatelang versteckt gelebt. Mit uns Kindern hat man darüber nicht geredet. Als man ihn dann gebraucht hat, weil er mit Maschinen umgehen konnte, hat man seine sogenannte Nazi-Vergangenheit unter den Teppich gekehrt. „Um den Sozialismus aufzubauen“, ist er aus seinem Versteck hervorgekrochen und hat sich auf einen Traktor gesetzt. Weg von daheim, weg von Baaßen. Nur am Samstag ist er heimgekommen, zu Fuß. Und am Montag ist er in aller Herrgottsfrüh wieder aufgebrochen, um seinen Traktor anzulassen und die Felder bei *Tirnăveni*, an der Kleinen Kokel, zu pflügen, für unser Fortkommen.

„Studium oder Hacke“, das Rattern der Räder hämmert es in mein Gehirn. Schon gut! Ich habe gepaukt, alles in Rumänisch. Die Frauen haben mich bedauert. Sie haben mir den Fünfliterkrug mit dem Wein zur Unterstützung mitgegeben, damit ich die Aufnahmeprüfung schaffe.

Nachwort

St. Margarethen, im Herbst. Eine milde Luft und die schrägen Sonnenstrahlen locken ins Freie. Ein kleiner Spaziergang durch den großen Garten tut den alten, müden Gliedern gut. Und ein Verweilen bei den einzelnen Bäumen und Sträuchern ist notwendig, um die Reife des Obstes abzuschätzen.

Nur mit unserer Hilfe und den Unmengen von Sprühwasser haben unsere Bäume die große Hitze und die lange Dürre dieses Sommers überstanden. Auch mein Ginkgo hat überlebt, meine Wassereimer haben ihn gerettet. Zwar ist ein Teil seiner Blätter gelb geworden und abgefallen, aber an den Spitzen sind junge, tief eingeschnittene Blätter zu den alten, fächerförmigen dazugekommen, und so wird er mit ausgereiftem Holz überwintern können.

Antonia hat mir den Ginkgo gebracht. Sie hat mich hier in Margarethen besucht, auf einer Durchreise nach Siebenbürgen. Sie ist mit ihrer Familie, im selben Jahr wie wir, aus Rumänien ausgewandert und hat ihren Lehrerberuf, auch bis zur Rente, ausgeübt. Sie hat sich wenig verändert, sie scheint kaum älter geworden zu sein. Auch sie hat zwei große Enkelkinder.

Auffallend war mir ihre Ginkgo-Verehrung, ja ihr Ginkgo-Spleen. Ginkgo-Ohringe, Ginkgo-Ketterl, Ginkgo-Gesundheitspillen, Ginkgo-Literatur, Ginkgo-Baum im Vorgarten, Ginkgo-Baum im Garten ... Sicher, man kann diesen Baum bewundern, diesen Urvater der Bäume, der durch die Form seiner Blätter und durch die Zweihäusigkeit zum Sinnbild geworden ist, für Yin und Yang, für weiblich und männlich, für Freud und Leid, für Leben und Tod.

Er wird hier stehen bleiben, der Ginkgo. Er wird da sein, auch wenn es uns nicht mehr gibt. Das haben mir die Kinder versprochen. Sie sind groß geworden, unsere Enkelkinder, sie studieren beide.

Die Pfirsichbäume hängen voller Früchte. Es wird auch dieses Jahr für uns und für die Nachbarschaft reichen. Auch die Äste der Quittenbäume sind schwer geworden. Nur der große Nussbaum ist leergefegt. Wie ein Teppich liegen die leeren Nussschalen über der verdorrten Grasnarbe. Eine flinke Eichhörnchenfamilie hat ganze Arbeit geleistet. Ihr Huschen und ihre Knabbergeräusche habe ich über zwei Wochen verfolgt. Putzige Tierchen, sagen die meisten. Mich haben sie um einen wichtigen Bestandteil meiner Nutrathérapie gebracht.

Nutrathérapie, es soll die vierte Säule in der Krebsbekämpfung sein. Ich befolge sie eisern. Mit der ersten Säule hab ich schon dreimal Bekanntschaft gemacht, die zweite Säule hab ich nur einmal kennen gelernt. Mit viel Glück ist mir die dritte Säule erspart geblieben. Oder hat mich die Gottesanbeterin davor bewahrt? Seit Wochen hab ich die Seherin nicht mehr angetroffen.

Sie haben es in diesem Sommer schwer gehabt, die Gottesanbeterinnen. Es hat zu viele Smaragdeidechsen gegeben, weil der Marder und die Krähe aus unserem Wäldchen verschwunden sind und auch weil alles vertrocknet war.

Aber nun sind die Nächte wieder kühl geworden, die Nebelschwaden vom See steigen hoch zu uns, in der Früh ist alles voller Tau. Das Gras wird grün, die Sträucher haben neue Blätter geschoben. Einmal hat es auch geregnet, wenig zwar, aber hier ist das für diese Pflanzenwelt ein großer Segen. Sie lebt auf, sie strahlt, sie ruht in sich. Wir genießen diese Ruhe und erbeten den inneren Frieden.

Christine Franck
St. Margarethen, im September 2013

Die Autorin

Christine Franck, geb. Kinn, 1940 in Baaßen/Siebenbürgen geboren und aufgewachsen, studierte Biologie und Erdkunde an der „Babeş-Bolyai“-Universität in Klausenburg.

Bis zu ihrer Aussiedlung 1975 in die Bundesrepublik Deutschland unterrichtete sie diese beiden Fächer an der Baaßner Schule, die sie auch 9 Jahre als Direktorin leitete.

Nach Abschluss des bayerischen Referendardienstes war sie noch 23 Jahre an der Staatlichen Realschule Maisach als Biologielehrerin tätig.

2003 erschien ihr erstes Buch (Baaßner Geschichten). Darin hat sie die Geschichte ihrer Kindheit aufgeschrieben. Ein Mosaik aus Momenten voll kindlicher Hoffnung in einer düsteren Zeit.

„Mit den Schmetterlingen im Wind“, ihr zweites Buch, erschien 2008. Es enthält lustige Kindergeschichten, Spuren ihrer Enkelkinder „auf Margarethen“.

Heute lebt sie abwechselnd in Gröbenzell bei München und im Burgenland am Neusiedlersee.